

Brigitte Aulenbacher

Geteilte Realitäten? Alltägliche und biografische Arbeitsarrangements von Frauen im globalisierten Europa

Vortrag in der Reihe „Arbeitsrealitäten von Frauen im globalisierten Europa“ des Instituts für Frauen- und Geschlechterforschung der Johannes Kepler Universität Linz und der Volkshochschule/Wissensturm am 21.9.2011 im Wissensturm in Linz

Redemanuskript

(ohne Literatur- und Quellenangaben; Zitierung/Veröffentlichung auch einzelner Passagen nur in Rücksprache mit der Verfasserin)

Gliederung:

1. „Wir Frauen“. Ein kleiner Rückblick auf die Frauenbewegung
2. Geteilte Realitäten? Frauen im globalisierten Europa
3. Alltägliche und biografische Arbeitsarrangements: Ungleichheiten und Solidaritäten

Text:

1. „Wir Frauen“. Ein kleiner Rückblick auf die Frauenbewegung

„Wir Frauen“ heißt eine Zeitschrift, die der Demokratischen Fraueninitiative in Deutschland entstammen und zu der, so die dort engagierten Frauen in ihren Internetdarstellungen, immer wieder der verblüffte Kommentar komme: „... dass es euch noch gibt.“

Gegründet wurde diese Initiative in den 1970er Jahren und die politischen Wurzeln der Gründerinnen lassen sich in die Bürgerrechts- und StudentInnenbewegungen zurückverfolgen, aus denen sich in den 1960er Jahren die neue, zweite Frauenbewegung formierte.

„... dass es euch noch gibt.“ Diese Verblüffung hat vermutlich viele Gründe. Als mir anlässlich meiner Vorbereitung dieses Vortrags der Titel „Wir Frauen“ erstmalig nach Jahrzehnten wieder in den Sinn kam und ich recherchiert habe, was aus dieser Initiative geworden ist, war auch meine verblüffte Reaktion: „... dass es die noch gibt“. Und ein Grund dafür lässt sich an der Frage festmachen: Wie kann ein Slogan wie „Wir Frauen“ heute noch tragfähig sein? Wer ist dieses „Wir“ nach all den gesellschaftlichen Umbrüchen?

Die Frage nach dem „Wir“, dem kollektiven Subjekt, das Vorstellungen, Interessen, Belange, Ziele von Menschen eint, ist für jede Bewegung in gewisser Weise unerlässlich. Wer – wenn nicht „wir“ – soll ansonsten Veränderungen bewirken? Aber zugleich ist diese Vorstellung nur bedingt realitätstauglich, denn wir haben es eben mit Individuen zu tun. Ihre Lebenswirklichkeiten werden – in unserem Fall – zwar von der Zuschreibung, Frau zu sein, in unhintergebar Weise geprägt, aber sie unterliegen auch weiteren Einflüssen.

Dieses Problem war bereits Thema der alten oder ersten Frauenbewegung zu Ende des 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts. Hedwig Dohm sprach sich seinerzeit

gegen die „Versämtlichung“ von Frauen aus, welche sie in ihrer Verschiedenheit unsichtbar werden lässt und auf stereotype Vorstellungen von Weiblichkeit reduziert. Auch lässt sich beispielsweise das Verhältnis zwischen bürgerlicher und sozialistischer Frauenbewegung als Kluft innerhalb des „Wir“ lesen. Die erstgenannte Bewegung war wesentlich auf Fragen des Bildungszugangs von Frauen, wobei unter der Hand die Töchter des Bürgertums gemeint waren, und der rechtlichen Gleichstellung konzentriert. Die zweitgenannte Bewegung skandalisierte vor allem die frühindustriellen Arbeitsbedingungen, welchen die Arbeiterinnen schmerzhafter noch als Arbeiter ausgesetzt waren und die ihre Lebensrealitäten zugleich von denen der bürgerlichen Frauen trennten. Die sogenannte Dienstmädchenfrage – also die Frage nach den Arbeitsbedingungen der meist der bäuerlichen Landbevölkerung und der Arbeiterschicht entstammenden Dienstmädchen in den bürgerlichen Haushalten – zeigte wie keine andere Frage, dass es sich dabei nicht nur um Kluften, sondern auch um Konflikte handelten, welche Grenzen damaliger Solidaritäten aufzeigten.

Deutlicher als in Europa, dessen Kolonialgeschichte in erster Linie außerhalb der eigenen Grenzen spielte, wurden in den USA zudem die Risse im „Wir“ hinsichtlich der Kategorie Race. In ihrer zu Ende des 19. Jahrhunderts gehaltenen Rede „Ain't I A Woman“ zielt Sojourner Truth auf all die Weiblichkeitsstereotypen des weißen Bürgertums, die für sie – die ehemalige Sklavin, Schwerstarbeiterin, mehrfache Mutter, deren Kinder verkauft worden waren – nie galten, um mit der Frage „Bin ich keine Frau“ zum einen die herrschenden Vorstellungen von Frauen in Frage zu stellen, zum anderen das kollektive „Wir“ zu hinterfragen.

Auch in der neuen oder zweiten Frauenbewegung, also in der bereits erwähnten Zeit ab den 1960er Jahren und mit Blick auf die seinerzeit nicht untypische Rede von „Wir Frauen“, war dieses „Wir“ nicht ungebrochen. Einerseits wurde beispielsweise in einer bedeutenden Strömung des italienischen Feminismus, des so genannten Differenzfeminismus, das gemeinsame Weibliche betont. Ziel war es, Weiblichkeit und, in der deutschen Variante der Diskussion, etwa das „weibliche Arbeitsvermögen“ (Beck-Gernsheim/Ostner), ausbuchstabiert in Fähigkeiten und Fertigkeiten wie Empathie, Intuition etc., die gleiche Anerkennung zu verschaffen wie Männlichkeit und Männern. An die Stelle der gleichzeitigen Verwertung und

Abwertung des Arbeitsvermögens von Frauen, ausgedrückt etwa in der geringen Entlohnung klassischer Frauenberufe in sozialen und pflegerischen Dienstleistungen, sollte eine neue Wertschätzung ihrer Arbeit treten. Andererseits kritisierten, so noch einmal ein Beispiel aus den USA, die Black Feminists, aber auch lateinamerikanische Frauengruppen die tonangebenden Strömungen der Frauenbewegung als weißen Mittelschichtsfeminismus, der an den Lebensrealitäten der farbigen Frauen, vielfach Nachfahren der SklavInnen und andauernd Mehrfachdiskriminierungen nach Gender, Race, Class ausgesetzt, vorbeigeht.

In diesen Auseinandersetzungen der ersten und der zweiten Frauenbewegung geht es um Fragen der Solidarität und Solidarisierung, ihrer Ermöglichung und ihrer Behinderung und außerdem um die Frage nach BündnispartnerInnen im weiten Spektrum traditionsreicherer antirassistischer und antikapitalistischer Bewegungen bzw. der seinerzeit neuen Linken und Alternativen.

In den 1980er und, forciert, den 1990er Jahren ist dieses „Wir“ in der Frauenbewegung und in der Geschlechterforschung schließlich noch anders zur Diskussion gestellt worden. Eine wesentliche Linie wurde dadurch markiert, dass die Frage nach den Geschlechterunterschieden und -ungleichheiten in den Hintergrund geriet gegenüber derjenigen danach, wie die Geschlechterdifferenz, wie unsere Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit, überhaupt hervorgebracht werden. Ins Zentrum der Aufmerksamkeit gelangte damit die Diversität, die Vielfalt der Arbeits- und Lebensrealitäten von Frauen, die dann in Aufzählungen von Geschlecht, Schicht, Ethnie, sexuelle Orientierung, Alter, Behinderung u.v.m. beschrieben wurde, und außerdem die Grenzziehungen selbst, etwa in queeren Politiken und Forschungen oder in Transgender-Entwürfen.

Der Beginn des 21. Jahrhunderts, also die vergangene Dekade, ist schließlich von zwei weiteren Akzentsetzungen gekennzeichnet: Zum einen verschafften sich Distanzierungen vom Feminismus verstärkt Gehör. Eine neue weibliche, von Berufs wegen mediengewandte Elite meldet sich mit neuem Selbstverständnis und Selbstetikettierungen wie die „neue F-Klasse“ (Dorn) etc. zu Wort. Zwar verdankt sie ihre gesellschaftliche Position zugegebenermaßen ihren feministischen

Vorkämpferinnen, aber der Feminismus gilt ihr als überholt. Individuelle Leistungsfähigkeit und Leistung bzw. deren punktuelle Missachtung treten ins Zentrum der Diskussion um die Ankunft der Frauen in der Mitte der Gesellschaft – etwa in zukunftssträchtigen Positionen im Management, in der Wissenschaft, im Rechtswesen, in den Medien usw. - oder sogar an der Spitze, etwa in der Politik. Meine verblüffte Reaktion – „die gibt es noch“ – bei meiner Recherche nach der Zeitschrift „Wir Frauen“ war mit Sicherheit auch der Tatsache geschuldet, dass bei all dem postfeministischen Rauschen im (Zeitungs)Blätterwald und auf allen (Fernseh-, Radio- und Internet)Kanälen andere Stimmen vergleichsweise leise und überhörbar geworden sind. Zum anderen wird aber auch die Frage nach dem solidarischen „Wir“ neu aufgeworfen und zwar hinsichtlich der Frage, wie soziale Ungleichheiten in Verbindung mit der Anerkennung der Vielfalt von Lebensentwürfen und -realitäten thematisiert werden können, um einer sozial gerechten Gesellschaft ein Stück näher zu kommen. Damit aber stellt sich die Frage: Wie geht das? Geht das überhaupt?

Mit dieser Frage im Hinterkopf will ich mir einige ausgewählte Lebensrealitäten von Frauen im globalisierten Europa anschauen. Dabei gehe ich im nun folgenden Abschnitt essayistisch vor, flechte Forschungsergebnisse en passant ein und werde meinen Blick sukzessive auf die Frage nach den alltäglichen und biografischen Arbeitsarrangements von Frauen im globalisierten Europa zuspitzen, weil sie, wie ich zum Schluss ansprechen will, analytisch und möglicherweise auch politisch Aufmerksamkeit verdienen.

2. Geteilte Realitäten? Frauen im globalisierten Europa

Unter dem Titel „Die ganze Welt zu Hause“ schildert die Soziologin Maria Rerrich folgende Konstellationen und ich bitte Sie, sich in sie hineinzudenken:

„Die wohlhabende Selbständige Carola Bergmann, Mutter von zwei Kindern ... aus erster und dem Nesthäkchen ... aus zweiter Ehe, ist mit einem Topmanager verheiratet und führt ihren Fünf-Personen-Villenhaushalt wie einen kleinen Betrieb. Ihr Tagesablauf ist minutengenau geplant und läuft ab mit der Präzision eines Schweizer Uhrwerks, allerdings nach einem täglich wechselnden Stundenplan (wie

viel kann sie zu Hause am Schreibtisch erledigen? Hat sie einen Termin bei einem auswärtigen Kunden?) ... Die alltägliche Stabilität der Lebensführung der Familie, die Carola durchaus auch persönlich zu gewährleisten versucht, aber nicht immer garantieren kann, hat sie mit Hilfe ihrer slowakischen Haushaltshilfe Barbara gefunden, die seit Jahren 20 Stunden in der Woche bei der Familie arbeitet ... Dabei passt Barbara ihre Arbeitszeit recht flexibel dem Bedarf der Familie an und gleicht ihre Anwesenheitszeiten nach Absprache gewissermaßen spiegelverkehrt den Abwesenheitszeiten Carolas an.“ (Rerrich 2006: 100)

„Frau Gruber, inzwischen Mitte achtzig, will, solange es irgendwie geht, im eigenen Haus bleiben ... Diesen Wunsch unterstützt ihre einzige Tochter Veronika in vollem Umfang. Sie kann ihrer Mutter aber nur gelegentlich an den Wochenenden praktisch zur Seite stehen, denn Frau Gruber lebt in einem kleinen schwäbischen Ort, während Veronika ihre Steuerkanzlei in München eingerichtet hat. ... So hat Veronika Frau Gomolka gefunden, eine polnische Frau mittleren Alters, die als pendelnde *live-in* rund um die Uhr für die alte Mutter als Haushaltshilfe zur Verfügung steht. Man nimmt die Mahlzeiten gemeinsam ein, die mal Frau Gomolka, mal Frau Gruber zubereiten, Frau Gomolka putzt das Haus, begleitet Frau Gruber beim Einkaufen, kümmert sich um die Wäsche und leistet der alten Dame Gesellschaft. Dabei gibt es auch viele ‚Leerzeiten‘, etwa wenn Frau Gruber ihren ausgiebigen Mittagsschlaf macht ... Das wichtigste ist: Frau Gomolka ist einfach immer da. Probleme gibt es aus Veronikas Sicht dann, wenn Frau Gomolka nach Polen fährt. ...“ (Rerrich 2006: 101-102)

Diese beiden Schilderungen stelle ich meinen Überlegungen zu der Frage voran, in welcher Weise wir es mit geteilten Realitäten zu tun haben. Finden wir in den Lebenswirklichkeiten der Frauen Gemeinsames – sind es in diesem Sinne geteilte Realitäten? Oder sind es geteilte Realitäten in der Weise, dass wir es mit eher trennenden als verbindenden Arbeits- und Lebensarrangement zu tun haben?

Auf der Suche nach Antworten werde ich die beiden Schilderungen handhaben wie die intensive Betrachtung eines Gemäldes. Einzelne Ausschnitte dieser höchst individuellen, daher einzigartigen und uns doch nicht ganz unbekanntem Konstellationen werden im Detail daraufhin angeschaut, wie die Beteiligten aufeinander treffen, warum dies möglich ist und was dadurch bewirkt wird. Anschließend werde ich noch einige weitere Konstellationen ergänzen.

Erster Ausschnitt: Carola Bergmann, die Selbstständige mit Patchworkfamilie, und Veronika, die Steuerberaterin im fernen München

Carola Bergmanns und Veronikas Karrieren mögen, falls sie ihr Leben lang der oberen Mittel- oder der Oberschicht angehörten, bereits in ihren Herkunftsfamilien zugrundegelegt worden sein, falls nicht, wären sie aber ebenfalls nicht untypisch für ihre – von mir geschätzte - Generation der Mitte Vierzig- bis Mitte Fünfzigjährigen.

Zwar ist hinsichtlich der Situation von Carola Bergmann festzuhalten, dass weder Frauenkarrieren noch die Fremdbetreuung von Kindern (sei es im eigenen Haushalt, sei es in Internaten) noch Patchworkfamilien – letztere unter dem Begriff: Stieffamilien – historisch neu sind. Ihre Verbreitung jedoch ist Entwicklungen in den westeuropäischen Wohlfahrtsstaaten zuzurechnen, die insbesondere die 1970er und 1980er Jahre kennzeichneten: der durchgesetzten formal-rechtlichen Gleichstellung der Geschlechter, der Bildungsreform mit vergleichsweise breiten Öffnungen der weiterführenden Schulen und Hochschulen, der steigenden Frauen- und insbesondere Müttererwerbstätigkeit bei weiterer Flexibilisierung und Deregulierung der Beschäftigungsverhältnisse, der abnehmenden normativen Kraft der Kleinfamilie nach dem Familienernährer- und Hausfrauenmodell und daran orientierten wohlfahrtsstaatlichen Leistungen zugunsten der Vervielfältigung der Lebensformen, aber auch zu Lasten bis dato etablierter Formen sozialer Sicherung. In konservativen Ländern wie Deutschland, Italien, Österreich, Schweiz ist dieser – in sich nochmals schicht- und regionalspezifisch unterschiedlich ausgeprägte - Prozess zögerlicher

verlaufen als im wirtschaftsliberalen Großbritannien und in den skandinavischen Ländern mit ihrer Orientierung auf öffentliche Fürsorge und hohe Frauenerwerbsquoten. Stammt – was wir nicht wissen – Carola Bergmann hingegen aus der ehemaligen DDR, so wäre sie in einer Gesellschaft mit weit früherer normativer Orientierung auf volle Erwerbstätigkeit von Frauen bei weitgehender Übernahme von Betreuungs- und Versorgungsleistungen durch Betriebe und Staat wie einem zwiespältigen Verhältnis zum Privatraum Familie aufgewachsen, in der die Scheidung von ihrem ersten Mann keineswegs außergewöhnlich gewesen wäre. An Veronikas Situation wird deutlich, dass mit dem mit Familienernährer-Hausfrauenmodell nicht nur der Geschlechter-, sondern auch der Generationenvertrag fraglich geworden ist und zwar auch dort, wo er noch am stabilsten ist: auf dem Land.

Die Lösungen, die Carola Bergmann und Veronika für ihren Spagat zwischen Beruf und Familie wählen, sind – unbenommen, dass die „Dienstmädchenfrage“ wie schon erwähnt keineswegs neu ist – spezifisch für die Phase ab den 1990er Jahren. Seit den 1980er Jahren wurde und wird, in Verbindung mit der sukzessiven Durchsetzung des Adult-Worker-Modells, in allen OECD-Ländern die Erbringung von Sozialleistungen in und zwischen Privatwirtschaft, staatlichem und Drittem Sektor wie Privathaushalt neu organisiert – in Großbritannien beispielsweise mit privatwirtschaftlicher Akzentsetzung, in Skandinavien stärker als mixed system zwischen Privatwirtschaft und öffentlicher Hand, in Italien, Deutschland, Österreich mit nach wie vor vergleichsweise starker Einrechnung familialer Leistungen. Dieser Prozess hat mit dem Zusammenbruch der staatssozialistischen Systeme zu Ende der 1980er Jahre, der damit vollzogenen Öffnung des globalen Wirtschaftsraums und historisch neuen Migrationsbewegungen die Delegation der drei C – Cooking, Cleaning, Caring – an Migrantinnen befördert, die seither insbesondere aus Osteuropa kommen, statt wie bis in die 1980er Jahre hinein vor allem aus Südeuropa, Lateinamerika und Südostasien. In den westeuropäischen Ländern ist der Privathaushalt, wobei dies schicht- und lebensformübergreifend zu sehen ist, inzwischen der – geschätzt - drittgrößte Arbeitgeber für Frauen. Das zeigt, dass wir

es hier nicht ausschließlich mit Individuallösungen zu tun haben, sondern zugleich mit der Art und Weise, wie diese Gesellschaften Sorgearbeit neu organisieren.

Zweiter Ausschnitt: Barbara, die Haushaltshilfe mit 20-Stunden-Woche, und Frau Gomolka, die live-in in der 24-Stunden-Pflege

Barbara kommt aus der Slowakei und Frau Gomolka aus Polen. Dass beide kommen konnten, hängt mit dem Fall der Grenzen in Osteuropa zusammen, dem, so die Geschlechterforscherin Mirjana Morokvasic-Muller, die westeuropäischen Gesellschaften mit Grenzschießungen begegnet sind, die sie in erster Linie über die Verschärfung der migrationsrelevanten Gesetzgebung vollzogen haben. Dies hat, so fasst Petrus Han die einschlägigen Befunde und Erkenntnisse der Migrationsforschung zusammen, weniger Migrationen begrenzt, als vielmehr den illegalen Anteil erhöht und darunter auch, so weitere Studien, kriminelle Ausformungen wie den Frauenhandel begünstigt.

Barbara und Frau Gomolka sind in Deutschland angekommen. Rein statistisch gesehen würden in einer vergleichbaren Konstellation in Österreich möglicherweise Sloweninnen, in Frankreich Nordafrikanerinnen und in Großbritannien Inderinnen arbeiten. Petrus Han weist darauf hin, dass über lange Zeit unhinterfragte und die Medien immer noch durchziehende Erklärungen von Migrationen inzwischen entkräftet wurden. So ist nicht zu belegen, dass Armut allein ein zugkräftiges Motiv für Migration ist. Drei Komponenten erachtet er als zentral: Ressourcen, Bedarfe, soziale Beziehungen. Und so ist es auch in vielen weiteren Fällen, die Maria Rerrich beschreibt: Es sind Ressourcen vorhanden, seien es Qualifikationen, Sprachkenntnisse oder auch schlicht der Mut, neu anzufangen; Bedarfe, beispielsweise nach Haushaltskräften, was die Historikerin Christiane Harzig als eine historische Konstante für Frauenarbeit in verschiedenen Ländern und über verschiedene Epochen hinweg beschreibt; und soziale Beziehungen, weil schon andere MigrantInnen aus dem unmittelbaren Umfeld oder mittelbare

Kontaktpersonen den Schritt gemacht haben und helfen können. Und so sind heutige Migrationen bis auf die Kolonialzeit oder territoriale Einheit vor der Gründung der heutigen Nationalstaaten zurückführbar, vollziehen sich netzwerkförmig, lassen im Ergebnis neue transnationale Landkarten im globalisierten Europa entstehen – dort bewegen sich auch Barbara und Frau Gomolka, im wahrsten Sinne des Wortes, auf sehr engem Raum mit Carola Bergmann, Veronika, Frau Gruber.

Über Barbaras Aufenthaltserlaubnis und Beschäftigungsverhältnis lässt sich aufgrund der uns vorliegenden Informationen lediglich sagen, dass beides legal sein kann mit allen damit verbundenen Privilegien oder illegal; auch kann dies biografisch gewechselt haben. Frau Gomolka ist (seinerzeit) in Deutschland möglicherweise halblegal beschäftigt – auf der Grundlage eines für Pol/inn/en möglichen dreimonatigen Touristenvisums, nach dessen Ablauf sie zurück muss, um dann mit einem neuen Visum wieder zu kommen. Wäre sie als Haushaltshilfe in mehreren Haushalten aktiv, würde sie möglicherweise mit mehreren Frauen aus Polen zusammenwohnen und/oder eine neue Form der Pendelmigration praktizieren, die inzwischen unter der Bezeichnung „die polnischen Kusinen“ in die Migrationsforschung eingezogen ist: Läuft das Visum ab, übernimmt eine vermeintliche Kusine die Arbeitsstelle usw. Wäre sie hingegen jünger, wäre sie möglicherweise – wie zahlreiche Frauen aus Osteuropa – als AuPair gekommen, ein Instrument, das zuvor in erster Linie in den USA, Kanada, Westeuropa im internationalen Austausch genutzt wurde und heute eine bedeutende Migrationsstrategie darstellt. In Österreich hingegen hätte Frau Gomolka eine höhere Chance auf eine reguläre Beschäftigung, da die 24-Stunden-Pflege hier legalisiert wurde.

Über Barbaras und Frau Gomolkas Qualifikation wissen wir nichts; es kann sein, dass sie hohe Ausbildungs- oder Studienabschlüsse mitbringen, die sich in ihrer Heimat nicht verwerten lassen und im Ankunftsland nicht anerkannt sind. Auch wissen wir wenig über ihre Lebenssituation. Wie sehen ihre eigenen alltäglichen und biografischen Arbeits- und Lebensarrangements über den Ausschnitt hinaus aus, der

durch ihre Beschäftigung sichtbar wird? Diese Frage ist keineswegs rein rhetorisch, sondern, wie Maria S. Rerrich zeigt, ein blinder Fleck gerade dann, wenn es sich um halb- oder illegal Arbeitende handelt. Eine Möglichkeit – etwa im Falle von Frau Gomolka - besteht darin, dass sie in Polen eine Familie zurück lässt, die dann von – mit einiger statistischer Wahrscheinlichkeit – im Rahmen der Global Care Chain (Ehrenreich/Hochschild) von einer Ukrainerin als live-in versorgt wird. Sie selbst lebte dann möglicherweise eine der neuen Long-Distance-Motherhoods, die mit der traditionellen karrierebedingten Abwesenheit von Vätern und, inzwischen, auch Müttern der Mittel- und Oberschicht wie der traditionellen Internatserziehung der Oberschicht wenig gemein hat. Denkbar ist aber auch, dass ihr Ehemann – falls es ihn gibt – auf der gleichen Grundlage pendelt wie sie und als Saisonarbeiter Erdbeeren pflückt, Spargel sticht oder, als Handyman, für Haus und Garten im Haushalt von Carola Bergmann oder Veronika oder anderen Haushalten sorgt.

Dritter Ausschnitt: Das Zusammentreffen von Carla Bergmann und Barbara und von Frau Gruber, Veronika und Frau Gomolka

Carola Bergmann und Veronika eint eine bedingte Gestaltungsfreiheit in der Ausgestaltung ihrer alltäglichen und biografischen Arbeitsarrangements, die darauf baut, dass andere Frauen, in diesem Falle Barbara und Frau Gomolka, Tätigkeiten übernehmen, für die sie, ihre Partner, weitere Familienangehörige, Bekannte oder der Staat unter Einbeziehung der Privatwirtschaft sonst andere Lösungen finden müssten. Pointiert formuliert die Politikwissenschaftlerin Brigitte Young die These, dass die immer noch quantitativ unbedeutenden Aufstiege von Frauen der weißen Mittelschichten ins Spitzensegment oder ihr breiterer Aufstieg ins mittlere Segment des Beschäftigungssystems nur so zu realisieren waren. Diese neue schicht- und ethniefaserte Arbeitsteilung unter Frauen stabilisiere zugleich, so Karin Jurczyk und G. Günter Voß, die überkommene ungleiche Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern.

Barbaras und Frau Gomolkas alltägliche und biografische Arbeitsarrangements gewinnen ihre Kontur hingegen aus den Belangen und Bedarfen ihrer

Arbeitgeberinnen. Frau Grubers Gewinn an Lebensqualität im hohen Alter steht in einem unmittelbaren – und wie ich meine – umgekehrt proportionalen Zusammenhang zu derjenigen von Frau Gomolka, die sich bis in ihre Essensgewohnheiten und ihre Freizeit hinein unterordnen muss. Ähnliches gilt – wenngleich vielleicht nicht in dieser Schärfe – für Barbara. Anders gesagt: Privilegien und Zwänge sind in der Global Care Chain höchst ungleich verteilt, ohne dass daraus unbedingt ein „Wir“ oder mehrere „Wirs“ entstehen würden.

Die Geschlechterforscherin und Gesellschaftstheoretikerin Regina Becker-Schmidt weist in anderem Zusammenhang auf das Phänomen hin, dass die Mächtigen koalieren können, während die Machtlosen dissoziiert sind. In gewisser Weise ist die Situation von Carla Bergmann und Veronika so zu beschreiben, dass ihre Machtposition, dass sie beide auf die Arbeitskraft anderer Frauen zurückgreifen können, mehr ist als eine virtuelle Gemeinsamkeit – sie baut auf all den zuvor angesprochenen gesellschaftlichen Entwicklungen, Regulierungen oder eben dem Fehlen politischer und rechtlicher Regulative auf. Barbaras und Frau Gomolkas Situation lässt sich hingegen durchaus als dissoziiert beschreiben, da eben diese Regulative oder ihr Fehlen den Blick auf potenzielle Gemeinsamkeiten versperren, begünstigt durch den Privathaushalt als Arbeitsplatz, der sich der Einsicht- und Einflussnahme partiell entzieht.

Weitere Ausschnitte: Auf- und Abstiege von Frauen und Männern und neue Geschlechterkonkurrenzen

Lassen Sie mich pointiert noch einige Tendenzen skizzieren, die sich derzeit in Bezug auf die Arbeitsrealitäten von Frauen in den OECD-Ländern – in freilich verschiedener Ausprägung – abzeichnen.

In meiner Analyse der Entwicklung seit den 1970er Jahren habe ich auf die Erosion des Normalarbeitsverhältnisses, der Familie nach dem Ernährer-Hausfrauenmodell und des Wohlfahrtsstaates hingewiesen. Da Frauen und Männer in dieses Arrangement unterschiedlich und ungleich eingebunden waren, sind auch ihre Gewinne und Verluste unterschiedlich und ungleich. Für Männer lässt sich festhalten, dass sie in historisch neuem Ausmaß prekär beschäftigt sind, was nicht folgenlos für ihren familiären Status geblieben ist. Frauen haben sich – als Winners amongst the Losers – im Vergleich zu ihrer bisherigen Beschäftigungssituation aussichtsreiche Felder erschließen können, zu allerdings vielfach schlechteren Konditionen als die Familienernährer der Generation zuvor. Umgekehrt haben Männer in allerdings begrenztem Umfang – mit dem Begriff der ‚neuen Väter‘ gefasst – die Kindererziehung (nicht unbedingt die weitere Betreuungs- und die Hausarbeit) für sich entdeckt. In diesem Rahmen – sowohl in der Erwerbsarbeit als auch in der Organisation familialer Belange – sind neue Geschlechterkonkurrenzen zu verzeichnen. Es zeigt sich, dass bei Frauen im Falle vergleichbarer beruflicher Entwicklungen eine höhere Leistungsverausgabung zu verzeichnen ist als bei Männern, während Männer um Kompetenzen in der Kinderbetreuung ringen.

Neben diesen – in erster Linie die breite Mittelschicht umfassenden – Tendenzen ist jedoch festzuhalten, dass zum einen marginale Beschäftigung nach wie vor in erster Linie Frauenbeschäftigung ist, zum anderen auch Bereiche bisheriger semiprofessioneller Frauenarbeit, nicht zuletzt im sozialen und pflegerischen Bereich, dereguliert und prekarisiert werden, verbunden mit der ethnischen, darunter einheimischen und migrantischen Neuzusammensetzung ganzer Bereiche, insbesondere der personenbezogenen Dienstleistungen. In manchen dieser und weiteren Bereichen – Sie kennen die Diskussion um Männer in der Erziehungsarbeit und Frauen in den naturwissenschaftlich-technischen Berufen – weichen Geschlechtergrenzen noch eher punktuell und mit noch nicht vollends absehbaren Folgen für die Auf- und Abwertung von Tätigkeiten auf.

Mit der Betrachtung all dieser Konstellationen sollte nun zweierlei deutlich geworden sein: Wir haben es mit einer recht unübersichtlichen Situation im globalisierten Europa zu tun haben, insofern wir zahllose individuelle Arbeitsarrangements vorfinden. Zum anderen lassen sich sehr wohl Muster in den Arbeitsarrangements ebenso wie in den darin eingelassenen Ungleichheiten nach Geschlecht, Schicht, Ethnie erkennen. Vor diesem Hintergrund möchte abschließend die Frage nach dem „Wir“ erneut aufgreifen und damit in die Diskussion überleiten.

3. Alltägliche und biografische Arbeitsarrangements: Ungleichheiten und Solidaritäten

Die neue oder zweite Frauenbewegung der 1960er und 1970er Jahre hat sich – Sie kennen vielleicht den Slogan „Das Private ist politisch“ – über seinerzeit neue Wege Zugang zu den Lebensrealitäten von Frauen geschaffen. Ein, vielleicht sogar das bedeutendste Moment war – unbenommen aller Probleme, die es auch hatte – das Consciousness Raising, worunter die Bewusstmachung der gesellschaftlichen Zustände zu verstehen ist, die sich in scheinbar ausschließlich individuellen Erfahrungen niederschlagen. Nun plädiere ich nicht für ein Wiederbeleben von Consciousness Raising – alles hat seine Zeit -, sondern möchte im Hinblick auf alltägliche und biografische Arbeitsarrangements den Blick für dieses eine Moment schärfen: Es handelt sich bei den scheinbar ganz und gar individuellen Arbeitsarrangements um Kristallisationspunkte, in denen gesellschaftliche Arbeitsteilungen und Ungleichheiten, Privilegien und Zwänge zum Ausdruck kommen und darüber möglicherweise thematisier- und politisierbar werden. Dies liegt daran, dass alltägliche biografische Arbeitsarrangement das Ergebnis der Art und Weise sind, wie die Individuen diejenigen Anforderungen bearbeiten, die sie in der Erwerbsarbeit und ihrem weiteren Lebenszusammenhang an sich gestellt sehen und zwar unter Berücksichtigung der Leistungen, die ihnen hierfür beispielsweise staatlicherseits verfügbar sind oder des Mangels daran, wie der weiteren Teilhabemöglichkeiten, die die Gesellschaft ihnen gewährt. In diesem Sinne finden wir bei Carola Bergmann – vermutlich anstrengende – Balanceakte, um die Vereinbarkeit von Beruf und Familie zu gewährleisten, bei Barbara hingegen

Zwänge, die statt des Ausbalancierens von Belangen ein hohes Maß an unmittelbarer Fremdbestimmtheit erkennen lassen. Bei Frau Gomolka – in der halblegalen schärfer als in der legalen Variante – wird ein Arrangement sichtbar, das bis dato erreichte Standards in der Ausgestaltung von Erwerbsarbeit erneut zu unterbieten droht.

In diesen Arbeitsarrangements sind Alltag und Biografie insofern miteinander verwoben, als das eine das andere beeinflusst und ebenso ermöglicht wie begrenzt. Sie sind das Ergebnis subjektiven und dabei auch interaktiven Handelns, das neben der Wahrnehmung und Bearbeitung von Anforderungen, die die Einzelnen an sich gestellt werden, weitere Effekte zeigt und Funktionen erfüllt, beispielsweise die Legitimation der getroffenen Entscheidungen wie der damit einhergehenden Arbeitsteilungen und Ungleichheiten. Und auch hier machen sich im scheinbar ausschließlich individuellen die gesellschaftlichen Erfahrungen und Weichenstellungen geltend. So zeigt beispielsweise Arlie Hochschild, dass der Bedeutungszuwachs von Erwerbsarbeit im Leben von mittleren bis höheren Angestellten und ManagerInnen begleitet ist von einer Umwertung der Haus- und Betreuungsarbeit. Quality Time ist der relativ neue Begriff für diejenige Zeit, die auf Aufgaben verwandt wird, die gegenüber solchen, die delegiert werden können, als bedeutsam, anspruchsvoll, hochwertig eingeschätzt werden. Sabine Hess zeigt in ihrer Studie von Au-Pair-Beziehungen, wie die westeuropäische ‚Arbeitgeberin‘ auf solchen Umwertungen ihre Auffassung gründet, dass die osteuropäische Au-Pair nur die unwesentlichen Routinen übernimmt, während diese sich als Stütze eines Haushaltes sieht, der aus nicht nachvollziehbaren beruflichen Motiven vernachlässigt wird. Neben aller individueller alltäglicher und biografischer Erfahrungen schlägt hier , so hat es zumindest den Anschein, auch die gesellschaftliche und geschichtliche Erfahrung durch – derjenigen Frauen, die bis dato nicht so voll erwerbstätig sein durften, wie sie wollten und derjenigen Frauen, deren Mütter weniger Privatheit hatten und erwerbstätiger sein mussten, als sie wollten.

Diese Konstellation macht bereits deutlich, dass es angesichts der Überschneidungen und Verflechtungen von Ungleichheiten nach Geschlecht, Ethnie, Schicht auch zahlreiche Separierungen gibt und Solidarisierungen, wenn überhaupt, unmittelbar vor allem in Form zahlreicher „Wir“ geben kann. Mittelbar hingegen halte ich die Diskussion um die Art und Weise, wie die verschiedenen Menschen in dieser Gesellschaft ihre alltäglichen und biografischen Arbeitsarrangement ausgestalten und ausgestalten können und wie aber auch nicht, für einen möglichen Weg, Einsicht in die verschiedenen gesellschaftlichen Separés und über ihre Begrenzungen hinaus zu nehmen – sozusagen doch ein bisschen Consciousness Raising auf neuem Niveau, zu dem wissenschaftliche Erkenntnisse, politische Initiativen und Interessenverbände beitragen können. Dies führt dann möglicherweise zu geteilten Realitäten in einem dritten Sinne, nämlich in der Schaffung von Räumen, in denen die Verbindung von Arbeit und Ungleichheit in neuer Weise zur Diskussion stehen kann.